

dtv

Die Hochzeit endet mit einem Eklat: Auf seine »Jugend-sünden« während der Studentenproteste Ende der sechziger Jahre angesprochen, beschimpft der Bräutigam seinen ehemaligen Lehrer als alten Nazi, der einen Schüler in den Tod getrieben habe. Ein politischer Generationskonflikt bricht auf, der – wie Stirner, der jüngere Bruder des Bräutigams, weiß – auch private Ursachen hat. Scheinbar unbeteiligt und nur aus Neugier, spürt Stirner den Gründen des Streits nach, der sowohl in der Zeit des Nationalsozialismus als auch in jenem legendären Jahr 1968 wurzelt. Seine Recherchen führen ihn nach Berlin, doch was er in den Wirren der deutschen Vereinigung aufdeckt, erweist sich als ein Liebesdrama, das auch ihn selbst betrifft. Ulrich Woelk beschreibt das Lebensgefühl der Generation, die auf die Studentenbewegung folgte, und eröffnet einen neuen Blick auf deutsche Geschichte und Gegenwart.

*Ulrich Woelk*, geboren am 18. August 1960 in Köln, studierte in Tübingen Physik bis zu seinem Diplom und zog anschließend nach Berlin. Dort promovierte er 1991 am Institut für Astronomie und Astrophysik der Technischen Universität, wo er bis 1995 als Astrophysiker tätig war. Heute lebt der Erzähler und Dramatiker als freier Schriftsteller in Berlin. Für das Debüt ›Freigang‹ (1990) wurde ihm der aspekte-Literaturpreis verliehen. Weitere Romane ›Rückspiel‹ (1993), ›Amerikanische Reise‹ (1996), ›Liebespaare‹ (2001), ›Die letzte Vorstellung‹ (2002), ›Einstein on the lake‹ (2005) und ›Schrödingers Schlafzimmer‹ (2006). 1992 erschien das Theaterstück ›Tod Liebe Verklärung‹.

Ulrich Woelk

# Rückspiel

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ulrich Woelk sind  
im Deutschen Taschenbuchverlag erschienen:  
Freigang (13397)  
Liebespaare (13092)  
Die letzte Vorstellung (13253)  
Einstein on the lake (24427)  
Schrödingers Schlafzimmer (24561)

Ungekürzte Ausgabe

Mai 2007

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung

eines Fotos von plainpicture/wildcard

Gesetzt aus der Janson 10/12,25'

Abbildungen im Buch: © akg-images/Henschel (S. 5);

© Bettina Keller (S. 143)

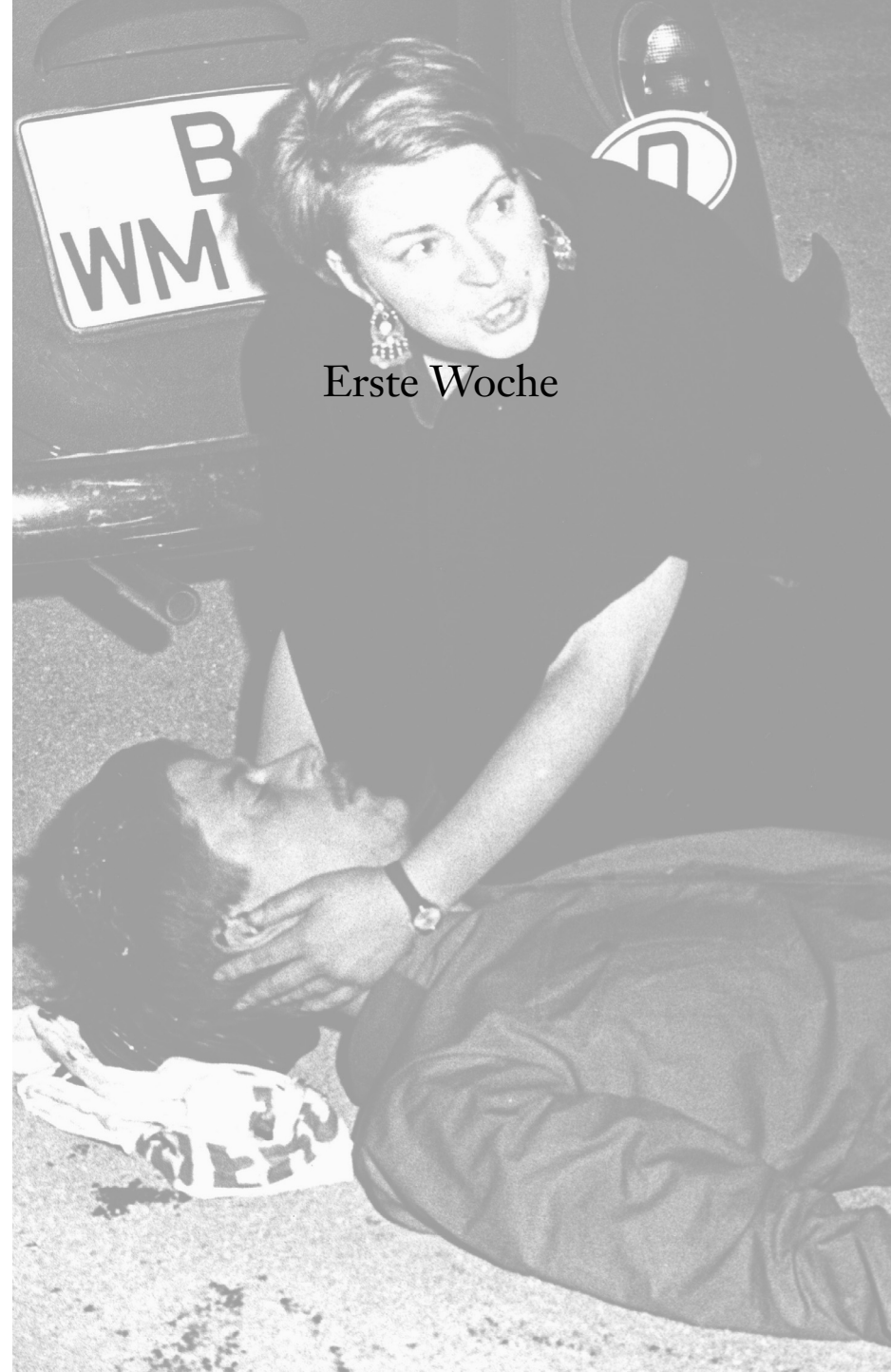
Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck & Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-423-13559-7



Erste Woche



**K**lar bin ich auf der Flucht. Sind doch alle. Wer will denn heute bleiben, wo er ist? Die Zukunft ist alles, die Gegenwart ist nichts. Und wenn schon Gegenwart, dann muß es gleich die Überexplosion, das totale Alles sein, der absolute Augenblick, aber an den glaube ich sowieso nicht, nichts als mystische Tröstung! Ich lebe weder in einem Blitzschlag noch in der Ewigkeit, ich lebe für Minuten, Stunden, wenn ich Glück habe, einen ganzen Tag. Und außerdem bin ich wirklich auf der Flucht, real.

Also erzählen, die Minuten, die Stunden, die Tage, eine Geschichte, deren Ende ich nicht kenne, und ich sehe nicht, wie der Anfang einer Geschichte zu bestimmen ist, deren Ende man nicht kennt.

Egal. Irgend etwas gibt es immer zu erzählen, und wenn es nur ein Bild ist, die Sonne, die eine Handbreit über dem Horizont steht, durch die Heckscheibe in den Wagen scheint und einen Schatten vor uns ausrollt, den wir über die Autobahn schieben. Dann die Weite der Landschaft zu beiden Seiten, hindernislos, geographisch jedenfalls, zu sehen ist die Grenze nicht, die die Ebene lückenlos teilt. Dann Lucca mit ihrer Sonnenbrille.

Seit heute morgen sitze ich in ihrem Wagen, geredet haben wir kaum bisher, ich habe Zeit, über die Ereignisse des vergangenen Tages, der vergangenen Nacht nachzudenken, was bedeutet, daß ich versuche, eine Ursachenkette zu knüpf-

fen, an deren Ende meine Flucht als halbwegs vernünftiger Schritt erscheint. Lediglich ihr Profil stört hin und wieder meine Konzentration, die glatt zurückgestrichenen, schwarzen Haare, hinter dem Kopf mit einem schmucklosen Gummi zu einem kurzen Büschel zusammengefaßt.

Ich muß mich konzentrieren, meine Gedanken punktgenau bündeln, auf ein Bedeutungsatom, eine unteilbare Tatsache. Ich habe nicht die geringste Vorstellung, wie weit das Band der Ereignisse, an dessen vorläufigem Ende meine Flucht steht, in die Vergangenheit zurückreicht. Die kontinuierliche und schlüssige Geschichte, die ich zu reihen versuche, bleibt lückenhaft, das Gleichgewicht zwischen der Geschichte und ihrem Schluß ist noch nicht hergestellt. Keine Katastrophe ereignet sich aus dem Nichts.

Ich benötige Erinnerungen, aber meistens bleibt es bei Momentaufnahmen: beispielsweise meine Mutter, mit der ich, nachdem ich den Führerschein hatte, ebenso durch die Abendlandschaft gerollt bin wie jetzt, weil ich Zeit hatte und weil sie Zeit hatte, Fahrten durch die Gegend, ein Wallfahrtskapellchen, eine gesegnete Quelle, die abschüssige Wiese, auf der wir als Kinder einmal Schlitten gefahren sind, früher, als noch Schnee gelegen hat, wie sie erzählte. Dann die Orte ihrer Kindheit, das Dorf mit dem katholischen Mädchenheim, in dem sie aufgewachsen ist, da ihre Mutter allein stand mit drei Kindern. Im Internat, erzählte sie, während ich langsam den Ort durchquerte, im Internat ist sie bis zum Ende des Krieges geblieben, der nicht so schlimm gewesen sei, keine Zerstörung, sondern lediglich Soldatenströme in unterschiedlichen Richtungen, zuerst in der einen, später in der entgegengesetzten, dann änderten sich unter Beibehaltung der Richtung die Uniformen, und schließlich erlahmte die Bewegung ganz. Nach dem Woher und Wohin gefragt, hatten die Nonnen den Kopf geschüttelt: Christ-



liche Demut, hieß es, frage nicht nach dem Uhrwerk, sondern nach dem Glockenschlag. Und daran glaubt sie natürlich heute noch, meine Mutter, die damals neben mir im Wagen saß, weil wir beide, wie gesagt, unendlich viel Zeit hatten, ich hatte mein ganzes Leben vor mir, und sie ihres hinter sich, und so waren wir doppelt verwandt und fuhren und fuhren.

Lucca schaltet einen Gang zurück. Nur noch wenige Kilometer bis zur Grenze, der Verkehr wird dichter, immer langsamer nähern wir uns der Schleuse zwischen Ost und West, schließlich stehen wir ganz. Ich drehe mich um, die Sonne ist in einem schwach roten Band aus Dunst versunken. Lucca kurbelt das Fenster herunter, Sommerluft gemischt mit Abgasen, sie nimmt sich eine Zigarette, zündet sie an, mit dem Zigarettenanzünder!, selbstverständlich, als fahre sie nur Autos mit Anzündern. Sie stört meine Konzentration, ganz eindeutig, mit allem, was sie tut, obwohl sie praktisch gar nichts tut, ab und an eine Zigarette, der Anzünder eben, mehr nicht, was ich angenehm finde, weil ich weiterhin in dem Familienalbum, das mein Kopf ist, systemlos blättere: Kaffeetrinken auf nylonbespannten Gartenstühlen, irgendwann Ende der Sechziger, die erste Hitze, Mai vielleicht, mein Vater, der Wespen verscheucht und die Sache mit der Ehe erklärt, weil mein Bruder nichts davon wissen wollte, weil er mit anderen Theorien beschäftigt war, Theorien, die für meinen Vater ein Weltuntergang waren: Kommunismus, Revolution, was für ihn hieß, alles kurz und klein zu schlagen, sich tagelang nackt im Dreck zu suhlen und Schweineereien in aller Öffentlichkeit zu treiben – da ließ er seiner Fantasie freien Lauf. Im Grunde war seine Aufregung unverständlich, weil mein Bruder sich noch ein paar Monate zuvor bemüht hatte, Kirchenlieder aus dem Kopf zu können, also zum Thema Revolution lediglich frisch erlernten

Text aufsagte, sowieso, mit sechzehn!, und welchen Sinn macht es, das Radio anzubrüllen, wenn einem das Programm nicht paßt.

Ein Stau allerdings, das gebe ich zu, gehört zu den Dingen, die auch mich dazu treiben, dem Schicksal eine Sechs zu geben. Diese Bremsleuchten im Rhythmus des Stop-and-go, die dunklen Tannenreihen rechts und links, das sanfte Blau des Himmels über den Wagendächern, eine makellose, gewölbte Leinwand, Beginn der Abendvorstellung, ein ganzes Firmament zur Projektion für die kleinen Familienfilme, die ich in meinem Kopf abfahre: Gang meines Bruders von der Terrassentür über den Rasen zum Wochenendkaffeetisch, in der Hand einen Zettel, den er meinem Vater neben den Kuchenteller legt und auf dem er klipp und klar seinen Standpunkt in Sachen Ehe festgehalten hat: *Ich erkläre, daß die Ehe das Grab der Liebe ist und ich niemals heiraten werde*, Datum, Unterschrift, sauber notariatsreif. Das habe ich mir gestern überlegt, daß, wenn mein Vater statt auf den Inhalt, auf die Form geachtet hätte, er sich beruhigt hätte zurücklehnen können, aber hinterher, das zur Gerechtigkeit, ist man immer klüger, denke ich und klopfe mir eine Zigarette aus der Schachtel. Lucca reicht mir den Anzünder, weil ich mein Feuerzeug nicht finde, das ich bisher benutzt habe, nicht, weil ich etwas gegen Anzünder hätte, im Gegenteil, echt schick, nur daß mir immer der halbe Tabak an den glühenden Heizlamellen festschmort, jetzt auch wieder, während wir uns einem die Straße überbrückenden Hinweisschild nähern, darauf Pfeile, um den Fahrzeugstrom zu sortieren, PKW, LKW und Alliierte. Lucca wirkt, als sei jede Aufregung über die Schleicherei unter ihrer Würde, was mich irritiert: Nicht daß ich eine Anklage gegen deutsch-deutsche Grenzgepflogenheiten erwartete, zu der sie immerhin ein Recht hätte als Spanierin, aber die eine oder andere An-

merkung könnte ihr die Situation ruhig wert sein, denke ich, zumal ich selbst Schlangestehen nur mit Mühe ertrage, nicht weil ich es prinzipiell eilig hätte, sondern weil es einem klarmacht, daß man sich nicht anders verhält als alle.

Ich glaube nicht, daß die Ereignisse der vergangenen Nacht ihre Ursache im Religiösen haben, wen interessiert das denn heute noch? Im Grunde erstaunt es mich, daß das vor zwanzig Jahren noch an der Tagesordnung war, daß es das wirklich gab, was ich da im Gedächtnis habe, beispielsweise Prozessionen durch den Ort, rot-weiß gekleidete Ministranten mit Kerzen und einem hochgehaltenen Bronzekreuz, Jungen in dunklen Kommuniionsanzügen und Mädchen in weißen Kommuniionskleidchen, ebenfalls mit Kerzen, verziert mit roten Wachsornamenten, dann die Kapelle, Männer in dunkelblauen Uniformen, die Blicke auf kleine Notenheftchen gerichtet, die an ihren Instrumenten klemmen, dahinter die Gemeinde, Frauen mit schwarzen Wollkostümen und Hüten mit Tüllschleier, Männer mit Anzügen und blankpolierten Schuhen, dann Vorbeter mit Megaphon, die zum Mitsprechen eines Psalmes auffordern: *Und müßte ich gehn in dunkler Schlucht, ich fürchte kein Unheil: du bist bei mir.* Das Knistern gleichzeitig umgeschlagener Gebetbuchseiten.

Ich frage mich, wie ist das heute? Wird da immer noch durch die Dörfer gelaufen, Pilgermythos, während rechts und links kein Parkplatz mehr zu finden ist. Mit sieben fand ich das alles sehr schön, man erzählt sich, ich hätte seinerzeit mit großem Ernst die Bewegungen des Priesters hinter dem Altar nachgemacht, Hände zum Segen heben, Kelch zu den Lippen führen. Ich kann dazu nichts sagen, möglich, daß es stimmt, wie dem auch sei, die Kirche ist eine Falle für Kinder. Einmal habe ich einen Plüschbär an den Fuß einer Madonnenstatue gesetzt, die am Wegrand aufgestellt war. Mit

sieben habe ich geglaubt, eine Madonna freut sich über einen Teddy. Heute ist mir sowohl der Teddy als auch die Madonna egal, was mir gegenüber dem Teddy herzlos vor- kommt.

Während wir mit laufendem Motor stehen, überlege ich mir, ob bundesrepublikanische Zöllner überhaupt Kontrollen durchführen dürfen, schließlich verlasse ich im verfassungsrechtlichen Sinne das Land gar nicht, wenn ich das alles richtig verstanden habe, jedenfalls wäre nur eine solche Kontrolle gefährlich, ich kann mir nicht vorstellen, daß die im Osten derzeit interessiert daran sind, dem Westen in irgendeiner Hinsicht zur Hand zu gehen, und sei es auch nur, um flüchtige Kleinkriminelle aufzuhalten, zumal sie es gerade mit einer ganz anderen Qualität von Flucht zu tun haben, Flucht als kollektives Phänomen, und hier sind alle dafür, empfangen mit hochgerissenen Armen ganze Bahnladungen voll, da werden die Zöllner gar nicht mehr gefragt, was uns, befürchte ich, nicht passieren wird.

Zwanzig Minuten noch, schätze ich, dann müßten wir die Zollhäuschen erreicht haben, dann wird sich für Lucca herausstellen, ob sie sich mit ihrem Mitfahrer Ärger eingehandelt hat, vermutlich würde man auch sie nicht ohne weiteres wieder fahren lassen, und wenn sie noch so glaubhaft beteuern sollte, daß ich per Mitfahrzentrale, also ganz und gar zufällig, in ihren Wagen geraten bin. Lucca schaltet das Radio ein, fährt die Frequenzen durch, braucht nicht mehr als einen Takt pro Sender, um zu entscheiden, daß die jeweilige Welle sich nicht lohnt, erreicht das Ende der Anzeige und schaltet ab. Ich asche aus dem Fenster, bemühe mich um Ruhe, möchte nicht, daß sie meine Nervosität spürt, ich stelle mir die Prozedur vor, die Entgegennahme der beiden Pässe, um sie auf die elektronische Erkennung zu legen, die, so habe ich festgestellt, großzügig ist, die meinen Paß im-

mer akzeptiert hat, obwohl ich versehentlich an der falschen Stelle unterschrieben habe, dort, wo die Verlängerung abgezeichnet wird. Bisher allerdings war ich nie auf der Flucht.

Ich bin froh um den Betrug, mit dem ich mich in ihren Wagen gekämpft habe. Ich mache mir selten Feinde, aber heute morgen, nehme ich an, habe ich es mir mit einem verdorben, der darüber hinaus im Recht war. Andererseits wird er nicht hängengeblieben sein, es gehen jeden Tag genügend Wagen nach Berlin. Gerade diese Vielfalt war das Problem, daß sein Wagen um elf Uhr dreißig gehen sollte, meiner um elf Uhr fünfundvierzig und um elf Uhr fünfundvierzig der Wagen von elf Uhr dreißig kam, Lucca, mit einer Viertelstunde Verspätung, und ich bestand darauf, daß dies mein Wagen sei, wegen der Uhrzeit, und wegen Lucca, was ich nicht gesagt habe. Immerhin war auf seinem Zettel ein blauer Golf vermerkt, während ich einen roten hatte. Lucas Golf war blau. Uhrzeit gegen Farbe, sagte ich und schlug das Los vor, fair, wie ich fand. Der andere war dagegen, wollte, daß Lucca die Sache entscheidet, sie müsse schließlich wissen, für welche Uhrzeit sie sich angemeldet habe, elf Uhr dreißig oder elf Uhr fünfundvierzig. Lucca schüttelte den Kopf, wir sollten uns da irgendwie einigen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als meinen Vorschlag zu akzeptieren, zumal ich ihm die Wahl der Waffen überließ: Münze oder Hölzchen. Wir warfen eine Münze. Erst jetzt frage ich sie, wer denn nun ihr Mitfahrer gewesen sei?

– Der andere, sagt sie.

Wir haben noch fünf oder sechs Wagen vor uns.

– Vielleicht bekommen wir Schwierigkeiten, sage ich. Sie nickt und kuppelt für die nächsten paar Meter. Wir rollen unter die Überdachung des Kontrollareals, hinter uns ein Streifen Himmel, dunkler jetzt, ein paar Sterne, silber auf blau, vor uns ein Mercedes, von dessen Kofferraumdeckel

ein Aufkleber seine Botschaft in die Nacht phosphoresziert wie ein Katzenauge, eine von den genügsamen Wahrheiten, die die Leute so spazierenfahren. Die Sache dauert, vier Pässe sind zu kontrollieren, endlich streckt eine Zöllnerhand die Heftchen der Fahrerhand entgegen, dann sind wir an der Reihe. Ich hatte mir das ja bereits ausgemalt, allerdings ohne jeden Plan, was wenn, also für den Fall: Würden Sie mal bitte rechts ranfahren!, womit klar wäre, daß die Sache gelaufen ist. Der Rest ist Stammeln: Ich bin nicht ich.

Wir werden durchgewinkt, und im nachhinein ist es immer wieder überraschend, wie sang- und klanglos Momente vorüberziehen, denen man über Stunden seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet hat, was mich wieder davon überzeugt, daß es nicht um den gelebten Augenblick geht, sondern um eine Geschichte, und ich habe mir vorgenommen, diese Geschichte zu erzählen, soweit ich sie kenne, wofür ich mir eine Woche gebe. Danach werde ich mich mit der Tatsache befassen, daß ich hier nicht nur zu protokollieren, sondern zu handeln habe, aber gerade da ist eine Besinnungswoche vernünftig, zumal es kausal gesehen um eine Zeit geht, die die reinste Historie ist, für mich Steinzeit, Mai achtundsechzig, wobei ich mich weder auf den Monat noch auf das Jahr festlegen lassen will, aber an die Hitze erinnere ich mich genau, und daß ich allein im Haus war, abends, als sich die Schwüle des Tages entlud. Ich hatte keine Angst vor Gewittern als Kind, die brandenden Luftmassen im Garten und der atembare Füllstoff der Räume waren Elemente ohne Gemeinsamkeit, kein Dialog der Mauern mit Wind und Regen, Prasseln draußen, Schweigen drinnen, das war meine Erfahrung, keine klappernden Läden, keine schlagenden Türen, die Geister blieben in ihren Gräbern, und wenn Blitz und Donner in die Zimmer drangen,

waren sie Fremdkörper wie Schrifttafeln in einem Stummfilm. Wenn ich dennoch Angst hatte, als es regnete, blitzte und die Tropfen die Fensterscheibe herunterkrochen, wenn ich dennoch Angst hatte, war es nicht wegen des Unwetters, im Gegenteil, es war das Schweigen der Räume, die Stille, keine Geschäftigkeit aus der Küche, kein Gang auf der Treppe, kein Blättern in einer Zeitung, keine Diskussionen zwischen meinem Bruder und meinem Vater, nicht einmal die. Ich war allein mit dem Geruch der Möbelpolitur, der Couchgruppe, der glänzenden Tischplatte, darauf die Blumenvase auf einem bestickten runden Deckchen, den Bildchen und bemalten Tellern an den Wänden, diese Harmoniesucht, die in allem steckt, der Wunsch, genauso friedlich zu sein wie die Wohnzimmereinrichtung, Wechselwirkung zwischen Einrichtung und Bewohnern, durchaus mit Erfolg, selbst mir ist es bis heute nicht möglich, in unserem Wohnzimmer etwas anderes zu machen als fernzusehen.

Damals lag ich im Sessel, meinen Kopf auf der Armlehne, und sah den Zettel, das Blatt Papier mit der Erklärung meines Bruders zum Thema Ehe, das mein Vater zu einem kantigen Ball gepreßt und wütend auf den Boden geworfen hatte, wo es immer noch lag, unter die Couch gerollt. Ich habe es gelesen, was nicht leicht war, mit sieben, Addition von Buchstaben zu Wörtern und Wörtern zu einem Satz, der mir nichts sagte, Wörter wie ein falsch ausgelegtes Domino. Ich legte den Zettel auf das Fenstersims, strich darüber, strich und strich, leckte irgendwann die Rückseite an und klebte ihn gegen die Fensterscheibe. Ich vermute, daß mein Vater ihn dort fand. Andernfalls säße ich jetzt nicht in einem blauen Golf, neben Lucca.

Die Motoren sind meist abgestellt, und die Insassen schieben ihre Fahrzeuge, wenn mal wieder ein paar Meter zu machen sind. Auf dem Mittelstreifen ragt eine Betonstele

mit rundem Hammer-und-Zirkel-Emblem an der Spitze in den Abendhimmel, rechts und links die Grenzanlagen, Lampen, Wachtürme, Zäune, das hatte ich ziemlich früh in der Schule gelernt, zweite Klasse oder so, große Landkarte von Deutschland, also mit allem, DDR und halb Polen, mithin dreigeteilt, und um die beiden östlichen Teile jeweils eine Kette mit Vorhängeschloß, didaktisch also ganz klug gemacht, und zu Hause habe ich Eroberungspläne ausgearbeitet, das war im Grunde das einzige, was ich noch nicht verstanden hatte, wieso da nicht längst ein Einmarsch passiert war, weil ja ganz klar war, daß die Bewohner dort alle auf unserer Seite sein würden.

– Zäune, sage ich jetzt, können Deutsche besonders gut. Lucca sieht mich an, und ich erzähle eine Anekdote aus meinem Bekanntenkreis, muß auch schon einige Jahre her sein, das übliche Nachbarschaftsgezänk, wegen einer Hecke, die von dem einen Vorgarten in den anderen Vorgarten rüberwucherte, jedes Jahr das gleiche Spiel, stete Eskalation bis zum Bau einer Mauer, der Heckengegner sah sich als das klassische Opfer, betrachtete seinen Mauerbau als einen Akt reinsten Verteidigung: Dazu haben Sie mich gezwungen! sagte er und mußte sich daraufhin einen Vergleich mit Walter Ulbricht gefallen lassen, der einmal dasselbe gesagt hat.

Lucca will wissen, wer Walter Ulbricht ist. Ich sage es ihr, merke, daß es ihr die kleine Geschichte nicht näherbringt, vielleicht ist die Pointe einfach zu deutsch, überlege ich. Jedenfalls hat sie beobachtet, daß die Zäune in Deutschland immer sehr gepflegt sind. Außerdem sind ihr in keinem Land so viele Zaunarten aufgefallen wie hier, sagt sie und nennt drei Zaunarten her, die ihr spontan einfallen, ich sage zwei weitere, sie hat noch einen, ich schlage ein Spiel vor: Wer als erstes keinen Zaun mehr weiß, hat verloren. Am



Ende wird es etwas vage: Reisigmatten-, Perlschnur-, Agavenzaun. Ich protestiere.

– Dicht gepflanzte Agaven, sagt sie, und ich erinnere mich, daß sie Spanierin ist.

Wir rollen ein paar Meter vor und nehmen das Spiel nicht wieder auf. Die zweireihige Schlange hat sich auf gut zehn Spuren aufgefächert, wir treiben irgendwo in der Mitte eines Autosees, nähern uns den Ausflußdüsen schrittweise, dann spült uns mal wieder eine mäßige Woge mehrere Autolängen vor, wir geraten neben den Aufklebermercedes, in dessen Reihe gerade nichts läuft, ein toter Flußarm, während es bei uns jetzt richtiggehend fließt, wir nähern uns den Kontrollbuden, den Amtsstübchen des Eisernen Vorhangs, zwei Wagen noch, ich reiche Lucca meinen Paß, sie legt ihren dazu, nur noch ein Wagen vor uns, der von dem Grenzer hinter Glas wirklich flott abgefertigt wird, und dann sind wir an der Reihe, nach anderthalb Stunden. Lucca gibt Gas, und natürlich ist ausgerechnet jetzt Schluß, Handzeichen, daß wir warten sollen, Vorfahrt erst nach Aufforderung, dann ist Pause, er sitzt in seinem Häuschen und wir in unserem Wagen und dürfen uns gegenseitig so unsere Gedanken machen. Mir beispielsweise fällt auf, daß unser Gegenüber ziemlich jung ist, grademal volljährig, und schon eine Uniform. Wie ist das eigentlich, rein juristisch, was darf man eher: zeugen oder töten? Interessant wäre es auch, ob es da einen Unterschied zwischen Ost und West gibt oder ob man sich in den grundsätzlichen Dingen nicht doch einig ist. Ich dürfte jedenfalls nicht anders ausgesehen haben, seinerzeit vor gut zehn Jahren: Jüngelchen mit MG, allerdings habe ich dem Krieg nie was abgewinnen können, wobei es sich zugegebenermaßen nur um Simulationen handelte, aber durchaus realistisch: überhitzter, abgedunkelter Kommandostand, große Enge, Radardienst,

Himmel überwachen mit gelegentlichem Feindbeschuß, das waren dann immer irgendwelche Verkehrsmaschinen, die auf dem nahegelegenen Frankfurter Flughafen gelandet sind, der wie ein Wespennest rechts oberhalb des Fadenkreuzes lag und so ungefähr fünf- bis sechsmal pro Minute vom Leuchtstrahl überstrichen wurde, wobei man den aufglühenden Pünktchen nicht ansehen konnte, ob es sich um einen Jumbo oder eine Cesna handelte, und wir haben gründlich gezielt, und die Raketen wurden aufgerichtet, aber mehr ist in Friedenszeiten nicht drin. Insgesamt muß ich sagen, so nett, wie sich das alles anhört, es war ziemlich schnell grauenhaft langweilig, und dann diese dauernde Antreterei. Immerhin haben sie es damit geschafft, daß ich seitdem gegen die DDR bin, weil mir der Sozialismus mit seinen permanenten Ritualen einfach zu lästig wäre. Ich nehme an, unser Gegenüber wird auch gegen uns sein, der Westen als das institutionalisierte Gegeneinander, irgend so was wird er denken, jetzt, wo er winkt. Die Pause ist beendet.

Lucca läßt den Wagen vorrollen, reicht unsere Pässe aus dem Fenster und kuppelt für die zehn nächsten freien Meter vor uns. Es ist dunkel geworden über die Warterei, neben dem Wagen läuft das Förderband zum Transport der Pässe von einem Kontrollhäuschen ins nächste Kontrollhäuschen, zu sehen sind die Papiere nicht, weil das Band von nicht sonderlich paßgenau hingeschraubten Blechen eingefast und überdacht wird, Sozialismus aus dem Märklin-Baukasten.

Es geht jetzt regelrecht schnell, die Grenztruppen knien sich rein, alle dreißig Sekunden ein Auto, schätze ich, wir nähern uns dem nächsten Schalter, werden vorgewinkt, Lucca streckt die Hand aus dem Fenster, um die Pässe entgegenzunehmen. Sie sieht nach vorne, trotz des Beamten,

der ihr Gesicht mit dem Paßfoto zu vergleichen hat. Ich sehe ihn an, Protest auf der untersten Ebene ist nutzlos.

– Kinder? fragt er.

– Nein, sagt Lucca.

Er gibt ihr die Pässe, sie fährt an, wir sind auf freier Strecke, nach gut zwei Stunden.

Es wird Zeit, daß ich jetzt mit dieser Geschichte vorankomme, für die ich mir sieben Tage gesetzt habe, um sie zu erzählen, beziehungsweise sie in die Schreibmaschine zu geben, vor der ich gerade sitze. Das Zimmer, in dem ich mich aufhalte, ist klein und kaum möbliert, gerade mal ein Bett und ein Tisch, eine Klausel, im Grunde ideal für eine siebentägige Konzentrations- und Erinnerungsaufgabe. Die Zeitspanne, die ich zu bewältigen habe, reicht von diesem Kaffeetrinken im Mai achtundsechzig bis jetzt, genaugenommen bis vor etwa zwanzig Stunden, so lange ist es her, daß ich mit Lucca auf die Grenze zugerollt bin.

Und vor gut fünfzig Stunden habe ich noch in der Kirche gestanden und mich darüber gewundert, daß die Atmosphäre dort immer gleich ist, egal, ob es sich bei der bevorstehenden Feier um eine Taufe oder um eine Beerdigung handelt, oder, wie gestern, um eine Trauung. Erst allmählich fielen mir die Unterschiede ins Auge, hier und da ein buntes Kleid, oder die beiden Stühle und das Bänkchen, extra aufgestellt noch vor der ersten Reihe, vis-à-vis dem Altar, die Plätze für das Brautpaar. Die Kirche war hell, zeitgenössische Architektur, Anfang siebzig schätzte ich, Grundriß ohne rechte Winkel, nach einer Seite hin ansteigende Decke, bunte, abstrakt ornamentierte Fenster bis zum Boden, über dem Altar ein großes Kreuz, kein leidender Christus, lediglich Andeutungen des Erlösers. In tiefe Frömmigkeit hat mich das Ganze nicht versetzt, was nichts mit prinzipieller Gottlosigkeit meinerseits zu tun hat. Es kann mir schon

so gehen, daß ich ergriffen bin, beispielsweise damals, in Brügge, ich habe den Namen der Kirche vergessen, ein uraltes romanisches Ding jedenfalls, Dunkelheit, grobe Steinplatten auf dem Fußboden, angeleuchtet von ein paar Opferkerzen, der Geruch aus Weihrauch und muffiger Fäulnis, die Luft kühl und feucht, also das genaue Gegenteil der sommerlich warmen flandrischen Lichtfluten, ich bin dagestanden und beinahe fromm geworden, oder sagt man gottesfürchtig? Ich muß zugeben, wenn ich mich auch selbst nie mit der Innenarchitektur von Kirchen beschäftigt habe, daß die Moderne mit dieser Dunkelheit aus rohem Stein einfach nicht mitkommt. Aber wer heiratet schon aus Gottesfurcht?

Mein Bruder jedenfalls nicht, der sich nach dem Einzug auf seinen Stuhl setzte, während ich in der ersten Reihe kurz meine Mutter ansah. Ich nehme an, sie war glücklich. Gleichzeitig wird es für sie ein Sieg über meinen Vater gewesen sein, der, im Gegensatz zu ihr, nicht an meinen Bruder geglaubt hatte: sein Aussehen in den Siebzigern, also Haare und Jeans, die wilde Ehe in den Achtzigern, das Kind. Meine Mutter sah keinen Unterschied zwischen einer wilden Ehe und einer Ehe. Entweder es geht auseinander oder zum Altar, daran glaubte sie, und ich vermute, daß sie nach vierzehn Jahren eine Trennung bereits ausgeschlossen hatte.

Vierzehn Jahre, denke ich jetzt, die ich Karin kenne, ohne sie zu kennen, also regelmäßige Begrüßung, schon seit längerem mit Umarmung und Küßchen, dasselbe bei jeder Verabschiedung. Hin und wieder habe ich sie am Telefon, es gibt nicht viel zu reden, weil klar ist, daß ich nicht sie, sondern meinen Bruder sprechen will, was im übrigen nicht sehr häufig vorkommt, das letzte Mal vor zwei Wochen, als mich das Bedürfnis überfiel, mit ihm zu reden, ein Gefühl, fast eine Angst, die mich im Zusammenhang mit ihm oder